„Verdammtes Weibsvolk!“ sagt die Frau.

Des Mannes Brust dehnt sich. „Ich verstehe ihn.“ Einen Augenblick lastet Schweigen zwischen den beiden. Dann sagt er bestimmt: „Du kehrst am besten gleich nach Hause zurück. Ich bringe van Medden Deine Absage. Es erleichtert mir die Ablehnung seines Vorschlages.“ Das schmerzliche Zucken um den Mund der geliebten Frau erpreßt ihm einen kurzen Seufzer. „Uebrigens“ — ganz langsam kommen die Worte — „werde ich meine Bedenken gegen eine Reise mit Tante Vicky zurückstellen. Ich bin Dir wohl eine kleine Entschädigung schuldig.“

Noch einen langen, dankbaren Blick wirft er auf den ruhig liegenden Tiger, hebt den Hut und geht.

Die Reichsgräfin bleibt im Sonnenscheine auf einer Bank zurück und liest noch einmal den Brief, in dem von ihrer Schönheit ebenso viele Worte stehen wie von den letzten Rennerfolgen und dem neuen, üppigen Jagdschloß des Schreibers. Der letzte Blick ihres Mannes brennt noch in ihrem Herzen. In festem Entschlusse zerreißt sie den Brief und tritt den Heimweg zu ihrem bescheidenen Häuschen an der Kirchengracht an.

Leer ist es vor dem Zwinger des Königstigers. Langsam steht das gewaltige Tier auf, schreitet majestätisch zu dem Gitter, zerrt das fliegenumsummte Fleischstück hinter den Pfeiler und verbirgt seine Erniedrigung wieder vor der Schaulust der Menge.

—⊙—

Kameraden

Aus bald vergilbten Blättern.

Erzählt von Otto Fabian.

Entfesselte Hölle um Verdun. Rasender Feuerorkan über Höhen und Schluchten Nächte, vom Mündungsfeuer glühender Geschützrohre durchzuckt, vom bunten Reigen spielerisch anmutenden Raketen durchflossen.

Und über den lehmbekrusteten, willensharten Kämpfern, wie eine schmerzhaft-brutale Faust in ihrem Nacken, der dumpfe, noch nicht zur Erkenntnis gereifte Gedanke: Dieses Ringen wächst sich zur Tragödie aus.

Wer zählt euch, ihr Schluchten und Steinbrüche voll ingrimmiger Kämpfe und bitteren Sterbens?

Wer nennt euch, ihr Höhen und Hügel, von Feuergarben umlodt, von Eisensplittern gepflügt, von Schweiß und Blut getränkt, über Nacht aus Bedeutungslosigkeit zu titanenhafter Größe gewachsen?

Wer könnte euch je vergessen, ihr aufgewühlten Erdschollen, darin so mancher Kopf sich eingrub wie in einen Mutterschoß voll Geborgenheit?

Bertrich liegt verwundet in einem Granattrichter hart an der Sohle der Schlucht. Neben ihm kauert Remke, sein treuer Gefährte, ebenfalls verwundet. Daneben stöhnen Kameraden graue Gestalten, von Sanitätern nach dem letzten wahnsinnigen Feuerüberfall hier zusammengetragen.

„Den Baum hätten wir fällen sollen,“ ächzte Remke.

„Hätten wir! Hätten wir!“ wiederholte Bertrich, der gerade damit fertig geworden war seine Halstuch zu einer Binde für seinen zerschmetterten Arm zu verknoten.

Nach solchen verwegenen Gedankensetzen nimmt das lastende Schweigen die graue Schar wieder in seine Arme. Die Sekunden sind breit gesponnen, die Minuten wiegen doppelt und dreifach soviel wie sonst, und die Stunden berstend voll von Möglichkeiten, quälen sich dahin wie gichtische Füße.

Unwirklich fern scheint der einsame Granattrichter, wie unberührt vom wuchtenden Schritt der erbitterten Schlacht. Und doch nicht fern, grausam wirklichkeitsroh, eingewoben in das tragische Geschehen dieses Ringens.

Ueber dem Rollen der Einschläge thront eine Stimme. Männlich stark, unbeirrt, noch nicht eingehüllt von Schauern des Todes. Seit Stunden schleudert sie Verderben gegen die feindlichen Anmarschstraßen. „Erstes Geschütz — zweites Geschütz — drittes Geschütz — — — Roll — sal — ve — —“

Bertrich hört diese Stimme und fühlt eine leise Feindseligkeit in sich aufkommen. Auf vier Geschosse zahlen sie drüben mit zwanzig schwersten Festungskalibern. Und alle zischen drohend über dem Erdloch voll menschlicher Qual hinweg.

Gegen Morgen sagt Bertrich: „Hier erleben wir den Tag nicht, Remke. Ich habe ab.“

„Mensch,“ fährt Remke hoch, „Mensch du willst — —“

„Mach' ich“ schneidet Bertrich den Gedanken ab. „Einmal müssen sie doch schlapp werden, müssen essen, trinken, sonst was tun.“

Remke spürt, daß Bertrich handeln wird. Er macht sich innerlich bereit, ihm zu folgen. So oder so, denkt er, alles auf eine Karte zu setzen, ist auch nicht das Schlechteste.

Unterdes peitschen die ersten zagen Vorboten des kommenden Tages durch die Schlucht. Richtig, das Feuer flaut leicht ab. Eine wohltuende Mattigkeit beginnt sich auszubreiten.

Bertrich sitzt kerzengerade. Seine Augen saugen die Umgebung ein, sein geschärftes Ohr scheidet die Geräusche.

„Auf!“ sagt er plötzlich und knöpft den Rock zu. Remke folgt wie unter einem Zwange. — Sie sind auf der Sohle der Schlucht. Kühler Morgenwind streicht an ihnen vorbei. Ihre Augen übersehen das Grauen um sie her. Unheimlich schreitet das Schweigen ihnen voraus.

Sie erreichen die Straße. Eine zarte Hoffnung blüht in ihnen auf. Am Ende dieses granattrichterbesäten, zerhackten Streifens Erde, den man früher Straße nannte, müssen Ruhe und Geborgenheit wohnen. Wer mit geschlossenen Augen Fuß vor Fuß setzt, entrinnt der Hölle! Undenkbar!

Fern im Osten glüht der neue Tag, Schicksal und Erfüllung für viele. Bertrich zuckt zusammen wie unter einem Peitschenhieb. Irgendwo knattert es ein paarmal hohl und trocken.

„Sie kommen!“ schreit er und stürzt in den Straßengraben. Fauchen, Bersten, Geklirr „Kattun“, sagt Bertrich und hebt den Kopf. Remke liegt nicht weit von ihm. Sein Gesicht ist fahl wie der lehmige Waffenrock. „So oder so,“ sagte er, als möge er zwei Möglichkeiten gegeneinander ab. Auf einmal lacht er lange und heiser, daß es Bertrich eiskalt über den Rücken läuft. „Dreck, Dreck! Schluß damit — hahahahaaa . . .“

Sie horchen auf. Irgendwo, nicht weit, rasselt es. Sie richten sich auf und trauen ihren Augen nicht. Eine Munitionskolonne kommt um den kleinen Weinberg gerast, der sich weit gegen die feindliche Front vorschiebt. Voran der Führer zu Pferde.

Bertrich winkt mit der unverletzten Hand. „Nutzlos“, sagt Remke. Seine Stimme ist von Zweifeln durchbebt. „Um uns zwei in diesem Feuer halten?“ Er tippt mit dem Finger an die Stirn.

Die Kolonne braust heran. Sie hören das Rasseln der Ketten, das Schnaufen der Pferde, das Janken des Lederzeugs. Die Fahrzeuge schleudern hin und her. Bertrichs Augen werden starr. Ein schwacher Hoffnungsschimmer breitet sich über eine zertrümmerte Welt in ihm. In diesem Augenblick hebt der Führer den Arm. Seine großflächige Hand hängt im fahlen Dämmerlicht wie ein weithin sichtbares Zeichen unverbrüchlicher Treue.

Die Pferde bäumen sich unter hartem Griff hoch auf. Die Kolonne hält. Artilleristen springen von den Fahrzeugen. Hoch im Bogen schwingen zwei Körper über den Wagenrand. Klatschende Peitschenhiebe, flockender Schaum von Trensen und Zügeln! Wie Wespen umschwirren Granaten und Schrapnells den polternden Zug. Dann ist die Feuerzone durchrast. Die Fahrt verliert an Wildheit, wird ruhig und gefahrlos. An einer Sammelstelle hält die Kolonne.

„Gewonnen!“ jauchzt Bertrich. Die Artilleristen lachen, und alles freut sich, daß sie dem Sensenmann ein Schnippchen geschlagen.

„Remke!“ ruft Bertrich, als er wieder Boden unter den Füßen gewinnt. „Das hättest Du nicht geglaubt, was?“

Remke liegt noch im Fahrzeug. Er antwortet nicht. Die Artilleristen sehen sich verwundert an. Das Lachen flieht, dafür tritt eine peinliche Stille in ihren Kreis.

„Was — machst — — Du — denn?“ lallt Bertrich.

Jemand richtet Remke auf. Er ist tot. Aus einer Kopfwunde versickert sein junges Leben. Auf seinem Gesicht aber ist ein Lächeln stehen geblieben. So rein und kindlich, wie es nur der Freude über etwas Großes, Wunderbares entspringen kann, an dessen Erleben man nicht mehr zu glauben wagte.

—⊙—

Das letzte Fuder

Skizze von Albert Liebold.

Schon lag der Sommerabend über den Feldern, und auf holprigen Wegen waren die schwer beladenen Erntewagen ins Dorf gefahren. Nur der Bauer Christian Mildner hatte sich heute verspätet. Sein Pferd graste am Feldrain, er selbst aber spannte einen Drahtzaun um den Kartoffelacker am nahen Gehölz, den die Rehe gar zu arg zerwühlten. Nun sahen bereits die ersten Sterne zu, wie er weiße Lappen in die verrosteten Drähte hängte.

„Na komm, Brauner!“ sprach er dann und spannte das Pferd vor das hochgeladene Fuder, das drüben auf dem Feldwege zum Abfahren bereit stand. „Eine halbe Stunde noch, dann hast du Feierabend.“ Er klopfte dem treuen Tiere den Hals.

Die Räder knarrten und ächzten unter der Last. Der Bauer nahm sich vor, den Wagen morgen einer genauen Durchsicht zu unterziehen, denn der hatte es nötig. Es war das letzte Fuder Korn, er würde einige Tage Ruhe haben, und jetzt konnte, wenn nötig, ausgebessert werden. Der Hafer stand ja noch in den Halmen.

In solche Gedanken vertieft kam Christian Mildner an den Teil des Weges, den er immer ein wenig fürchtete. Schon mehrmals waren hier Bauern zu Schaden gekommen. Er trieb seinen Braunen ein Stück vorher zu schnellerem Tempo an, damit dieser den leichten Aufstieg zum Bahnübergang bequemer überwinden könnte. Prustend zog das treue Tier mit doppeltem Eifer, stampfte über die Gleise, daß Funken unter den Eisen blitzten und die Ketten klirrten. Da — ein gewaltiges Krachen, die Deichsel brach, vom stürzenden Pferde niedergerissen, der schwere Wagen fiel zur Seite und lag quer über den Gleisen . . .

Entsetzen packte den Bauern. Die Kehle war ihm zugeschnürt, daß jeder Ausruf, jeder Fluch erstickte. Einen Augenblick stand er gelähmt. Dann, noch ehe er daran ging, das Tiere auf die Beine zu helfen oder die Ursache des Schadens zu suchen, sah er auf die Uhr. Das Herz wollte ihm stille stehen: In zehn Minuten von würde der letzte Personenzug nach der nahen Stadt die Unglücksstelle passieren! Voll von Menschen vielleicht; denn es war ein schöner Tag gewesen, der die Städter sicher hinausgelockt hatte!

Ein Sprung zum Pferd. Kein gutes Wort, kein derber Schlag, kein Fußtritt vermochte das gestürzte Tier hoch zu bringen. Der Bauer rief, schrie in den Abend, so laut er konnte. Es blieb alles still. Gut zwanzig Minuten lag ja das Dorf noch entfernt, und zu dieser Stunde waren die Felder leer von Menschen.

Er sah den Garbenberg auf den Schienen, den zerbrochenen, halb geleerten Leiterwagen, umrannte ihn wie irrsinnig, zog da u. dort, vermochte aber die Zentnerlast keinen Zoll zu rücken. Wieder irrte er zum Pferde, schätzte es am Zaumzeug, bat, drohte, schlug. Vergebens. Das arme Tier war völlig verstört.

Da stand er still. Das Haar klebte ihm in der Stirn. Er griff nach der Uhr. Noch fünf Minuten! Gütiger Himmel! Er dachte an das Blut, das hier fließen mußte, an die Menschen, die zerquetscht, verstümmelt, zerfleischt hier stöhnen würden, an Väter und Mütter, auf die vergeblich daheim Kinder warteten.

„In fünf Minuten, Brauner!“ Er schrie es dem Tiere zu, als wollte er bitten: So hilf doch — hilf! und schlug auf dem Wege nieder. Da — im Fallen hörte er ein Klappern. Er griff in die Tasche. Ein Blitz durchzuckte ihn: Wenn noch Rettung war, hier winkte sie! In Feuer sollte das letzte Fuder da auflodern und dem nahenden Zuge als Notsignal leuchten! Aber das Tier, das treue Pferd, es würde mit verbrennen!

Noch einmal versuchte er, es hoch zu bekommen. Vergeblich!

Dort die Menschen, Hunderte vielleicht — hier das Tier! Es durfte keinen Zweifel geben, aber eine Träne stahl sich doch in des Bauern Augen, als er zum letzten Male seinem Pferde den Hals klopfte. Dann legte er das brennende Hölzchen ins Stroh und rieb die lange Zündel heraus, die hinten im Wagen steckte.

Noch drei Minuten! Die Hand, die nach der Uhr griff, zitterte.

Die Flamme wuchs. Ein leichter Wind blies hinein. Der Abend wurde hell erleuchtet. Das Pferd stampfte den Boden. Oben standen ruhig die Sterne.

Zwei Glutaugen blitzten in der Ferne auf, kamen näher, wurden größer.

„Erbarmen!“ rief der Bauer, stieß die lange Erntegabel in eine brennende Garbe und rannte auf dem schmalen Wege neben den Gleisen dem Zuge entgegen. Hoch über seinem Haupte schwang er das Feuersignal, dessen Funken der Wind davon trug. Plötzlich schlugen die Bremsen ins Räderwerk, daß es pfiff u. ächzte. Wenige Schritte vor dem Erschöpften hielt der Zug.

Gerettet! — — —

Eine halbe Stunde später waren auch die angehobenen Bahnschwellen gelöscht und der Zug fuhr weiter durch den milden Sommerabend. Der Braune aber stand zitternd und in Schweiß gebadet daheim vor dem Hoftore. Die Feuersglut hatte ihn doch auf die Beine gebracht.

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 39 — Samstag, 28. September — 1929

Vor Tagesanbruch

Skizze von Otto Fabian.

Detering zählte zu den Stillen, Wortkargen Insichgekehrten unserer Kompagnie. Nicht, daß er mürrisch oder gar verbissen seine Pflichten erfüllt hätte. Eher waren seine Worte und Bewegungen von einem unerschütterlichen, fast heiteren Gleichmut getragen, der in Stunden höchster Gefahr wie ein Fels aus schäumendem Gischt aufragte.

Wie blauschwarze Perlen reihten sich die Nächte aneinander. Diese warmen, sommerluftdurchwehten Grabennächte mit Leuchtraketen und kleinen Schießereien vertieften die Schatten unter unseren Augen. Hohl klang der Schritt der Posten auf der ausgedörrten Grabensohle. Wir dämpften unbewußt unsere Stimmen wie in einer geheimen Angst, jedes laute Wort könne an eine unheilschwangere Wolke rühren.

Manchmal aber wuchs die unnatürliche Stille in diesem sonst so heiß umstrittenen Frontabschnitt ins Qualvolle. Die Enge der Gräben lastete auf uns, daß wir den Drang verspürten ihnen zu entsteigen und langsam durchs Schußfeld zu wandern, das uns voller Geheimnisse schien.

Dann kam an einem Abend wie ein Blitz aus heiterem Himmel ein kleines Ereignis. Klein und unbedeutend, an den gigantischen Großkampfhandlungen gemessen. Eine gewaltsame Erkundung der anscheinend erstarrten feindlichen Stellung; weiter nichts. Dieses kleine Ereignis aber gebar ein anderes Ereignis, das die Gemüter einige Tage lang merkwürdig bewegte.

Gustel, der jüngste in unserer Kompagnie, halb Knabe noch, halb schon gereifter Mann hatte unseren Graben nicht erreicht. Etwa zwanzig Meter vor unseren Drahtverhauen war er verwundet in einen Granattrichter gefallen und liegen geblieben. Mehr als einmal versuchten wir ihn zu retten. Alles Bemühen schien indessen vergeblich. Aufgeschreckt grollte es von drüben die ganze Nacht.

Detering stand im Graben. Er war seit gestern noch stiller als sonst. Diese Wandlung hatte ihren Grund in der Nachricht eines zurückgekehrten Urlaubers, daß Deterings Frau krank danieder liege. „Es ist nicht bedenklich, nein, ganz sicher nicht!“ hatte er, dem man die Notlüge vom Gesicht ablesen konnte, zuerst versichert, dann aber, als Detering in ihn gedrungen, die Wahrheit gestanden; sie habe Lungenentzündung!

„Hm“, hatte Detering gesagt, als berge die Nachricht an diesem Orte steter Berührung mit dem Tode nichts Erschütterndes in sich. Dann war er seinen Pflichten nachgegangen wie immer.

Eine Stunde verrann. Wütendes Maschinengewehrfeuer zerhackte unaufhörlich unsere Drahtverhaue. So oft der laue Nachtwind das leise Stöhnen des Verwundeten über den Graben wehte, faltete sich Deterings Stirn. Die Not des Einsamen schreckte ihn auf, wühlte in seiner Brust, verschmolz langsam mit der seinigen zu gemeinsamem Leid. Sein Inneres erbebte unter ungeheuerlichen Spannungen. Ihm war, als käme der gedämpfte Laut menschlicher Qual von einer ihm wohlbekannten Lagerstatt her, als sähe er mitleidsvoll gemildertes Licht über einen fieberheißen Körper hingegossen. Und schließlich — er wußte nicht, wie alles vor sich ging — erstarrte die wogende Gedankenreihe in seinem Hirn zu fester, unumstößlicher Gewißheit: Da vorn liegt dein Weib und ruft nach dir! Geh und rette ihm das bedrohte Leben!

Detering, das Gewehr in der zitternden Faust, überlegte nicht lange. Der Gedanke war ihm Befehl. Seine unruhigen Hände suchten nach Zeltbahn, Gewehrstrick, Leitungsdraht. Und als er alles in seltsamer Zielsicherheit und mit unnatürlich geschärften Sinnen gefunden, stieg er langsam aus dem Graben. Gerade verdeckte eine eilende Wolke den kreisrunden Mond. Im nächsten Augenblick erreichte er den Granattrichter, der ihm in der Dunkelheit entgegen gähnte. Er tastete nach Gustel, sprach flüsternd zu ihm und zog ihn auf die Zeltbahn. Dann verschnürte er sie mit Stricken zu einem festen Bündel. „Huiii — rach“ haute es neben dem Trichter ein. Dreck, Rauch, Gestank, bleierne Stille im schwülen Granatloch . . .

Die Hand des Verwundeten näherte sich hilfeheischend dem Kameraden. Detering ergriff sie, eine kernig-feste Jünglingshand, die um Treue bettelte. Als er sie fest zwischen seinen Fingern hielt, glaubte er seines fernen Weibes Hand zu umspannen.

„Ich handele“, dachte er in einem jähen Augenblick kühler Ueberlegung. Hinter dem gezackten Wolkenrand blinzelte schon wieder der Mond. Er befreite mit milder Gewalt seine Hand und kroch zurück, den Draht, an dem die Zeltbahn befestigt war, vorsichtig hinter sich her ziehend. Von ungeheurem Luftdruck geschleudert, polterte er dumpf in den Graben. Zwei schwere Einschläge verrollten. Er besann sich, kam wieder auf die Füße, suchte nach dem Draht, der seinen Händen entglitten; suchte wie ein Fiebernder nach versickernder Quelle.

Da spürte er etwas Festes, Gerifffeltes zwischen seinen Fingern.

„Zieht!“ rief er seinen Kameraden zu. „So zieht doch! Hört Ihr nicht, zieht!“

Acht braune Fäuste griffen nach dem Draht, zogen an, fühlten eine schwere, kostbare Last langsam sich nähern. Eine Sekunde — zwei Sekunden — drei Sekunden — sie dehnten sich zu Ewigkeiten. Detering wollte rufen, schreien — aber da fiel Gustel mit ersticktem Freudenschrei den Männern in die Arme. Das kühle Mondlicht umspülte seine bleiche Jünglingsstirn, aus der es rot und warm in den Lehm tröpfelte.

Fern verwehte der schwere Schritt der Sanitäter im Laufgraben. Detering lehnte an der Grabenwand und drückte seine heiße Stirn auf eine Erdscholle. Ueber ihm verblaßte das Wunder des kampferrüttelten Nachthimmels. Der neue Tag wuchs zaghaft ins Licht. Er atmete tief. Die Luft war voll Schwüle und sommerlicher Trunkenheit.

„Nimm!“ hörte er eine tiefe Stimme neben sich sagen. Die Kaffeeholer waren angekommen. Jemand reichte ihm einen Becher mit heißem Getränk. Er spürte sein ermattetes Lebensgefühl jählings sich steigern, griff nach dem Feldbecher und hielt plötzlich inne. Der Mann streckte ihm die Hand entgegen. Darin leuchtete etwas Weißes in der fahlen Dämmerung auf.

„Das ist in der Nacht für Dich angekommen“, sagte er mit merkwürdigem Tonfall, indes Detering zögernd das Papier entfaltete. Vier winzige Wörter, die ihn aus dumpfer Tiefe in lichtumflossene Höhen rissen: Krise überstanden. Johanna gesundet!

—⊙—

Das Totenkirchl brennt

Skizze von Rudolf Behrens.

Nacht im Kaisersaal. Die Jochhütte löscht ihre Lichter und duckt sich in den Schatten stürzender Felswände, als fürchte sie sich vor den erdrückenden Mauern, die sich seit Einbruch der Finsternis unheimlich gereckt haben. Klaus Guggelberger zieht die Wolldecke von der Matratze über den Leib und liegt zwischen Wachen und Träumen. Seine Gedanken hängen wie Gerüstbalken hoch oben an den Türmen des Totenkirchls und warten auf den Morgen der Besteigung. Schwindelerregende Bilder verschwimmen im Nebel der Sinne. Bald verraten tiefe Atemzüge den Schlaf. Ein lauter Schrei zerreißt ihn. Türen schlagen, Rufe ertönen, Tritte poltern unterm Fenster, Stimmen werden Alarmsignale: „Das Totenkirchl brennt!“

Klaus springt vom Lager auf. Wie kann ein zweieinhalbtausend Meter hoher Felsgipfel in Flammen stehen? Am Hütteneingange richten Neugierige ihre Augen auf das Totenkirchl, dessen riesenhafte Silhouette das Hüttlein im Joche um sechshundert Meter überragt. Oberhalb der wolkenhohen gotischen Strebepfeiler dort, wo lange Kamine und Risse dunkelglasige Kirchenfenster vortäuschen, bleibt Guggelbergers Blick an einem winzigen Feuerscheine haften. Er prüft mit dem Glase die Brandstelle und beschließt, da niemand ihm beistehen will, die schaurige Nachtbesteigung des Totenkirchls allein zu wagen. Vielleicht gibt das Hüttenbuch über nicht zurückgekehrte Kirchfahrer Auskunft. Klaus und die Wirtin schlagen die letzten Seiten auf. Da steht:

„Wenn heute die Sonne unter den Pendling sinkt, erwarte ich Klaus Guggelberger auf dem Gipfel des Totenkirchls, um mein Versprechen einzulösen. R. S.“

Guggelberger erblaßt, die Hände zittern vor Erregung. Fragend sieht ihn die Wirtin an; doch der Bergsteiger schweigt, stumm bereitet er den Aufstieg vor. Während die Neugierigen zu dem rätselhaften Feuer des Totenkirchls aufschauen, schreitet Klaus in die Nacht hinein. Die Latschen des Teufelswurzgartens verschlingen ihn. Mit Mühe findet er den Einstieg in die Felsen. Er klettert mechanisch. Das Ringen um Griffe und Tritte weicht einem wütenden Seelenkampfe. Kamine ziehen ihn nach oben, ausgesetzte Wände lassen den Fuß vor todbringenden Fehltritten stocken. Stunden verrinnen im heißen Gipfelsturme zu Minuten. Ueber ihm flackert das Feuer. Abstürze versperren den Zugang. Klaus muß zurück. Umwege bringen ihn auf eine Platteninsel in der Luft. Nirgends ein Ausweg, kurz entschlossen knotet Guggelberger das Seil um einen Felskopf, läßt sich im Zweischenkelsitz in die Tiefe und steht neben dem Brandherd. Am glimmenden Aschenhaufen kauert eine an den Fels gebundene Gestalt. „Klaus!“ ein Schrei gellt, und ein kraftloser, halbbekleideter Frauenkörper fällt in seine Arme.

Während Ruthilt Siga willenlos den Kopf an seine Brust lehnt, empfindet Guggelberger die Zerrissenheit und Leere seines Herzens als peinigende Dolchstiche. Oft hat er sich danach gesehnt, das wilde, schöne Mädchen gebändigt zu sehen. Nun ist es an den Stein gekettet, er fühlt nicht einmal Genugtuung darüber. Freunde, Schwärmer und Verehrer Ruthilts sind Puppen in ihrem Leben, Klaus weiß es, und doch liebt sein schweres Blut ihren leichten Sinn, um des Ausgleichs willen, den jedes Leben erheischt. Von allen Spielzeugen dieser Frau ist er das widerspenstigste, darum bietet sie ihm den härtesten Kampf. Guggelbergers Gedanken schießen wie Feuerwerkskörper: Stunden bergsteigerischen Glücks mit Ruthilt — Geständnisse, die Laune in den Wind schlägt — rätselhafte Liebe untermischt mit Spiel und Abenteuerlust — Aufforderung zur Totenkirchlfahrt — freudige Bereitschaft, dann lachende Absage. Der Morgen dämmert, er trägt Klaus das Licht der Erkenntnis herauf. Ruthilt Siga weiß den Tag der Besteigung und kommt ihm zwölf Stunden zuvor. Sie bietet dem Freunde in höhnischer Berechnung, um die zugesagte Entscheidungsstunde ihres Jawortes einzulösen, die teuflische Nacht auf dem Totenkirchl und will ihm nichts schuldig bleiben. Die Quittung ist einfach, wagt Klaus am Abend den Aufstieg, so drängt ihn die Nacht unverzüglich hinab, bleibt er aus, hat er selbst das Wort gebrochen. Die tollkühne Felsgeherin wartet vergeblich, fühlt sich bereits Siegerin und versucht den schweren Abstieg. Verstiegen! Ein grausiges Wort wird Gewißheit

Schreie verhallen in der Nacht. Mit einem Seilende bindet sie ihr Leben an den Fels, Entbehrlichkeiten des Rucksacks und der Kleidung dienen dem Flammensignal, das den Brand des Totenkirchls entfacht. —

Klaus beugt sich über die Leblose, schützt ihren Leib mit seinem Mantel und wärmt sie mit seinem Blute. Ihre Starrheit löst sich. Sie öffnet die Augen, um sie beim Anblick ihres Erretters wieder zu schließen. Langsam kehrt der Lebenswille zurück. Guggelberger reibt die steifen Glieder und zieht der Erstarrten seine Wollweste an. Ruthilt will sprechen und kann es nicht. Gedanken der Hingabe und Worte des Dankes kommen ihr in diesem Augenblick nichtig vor.

Klaus bricht zuerst das Schweigen: „Fühlst Du Dich stark genug, aufzubrechen? Es ist schon hell geworden."

„Ich hoffe es", gibt sie zur Antwort.

„Wir müssen uns abseilen, um von der Platte los zu kommen. Zehn Meter unter uns läuft ein schmales Band zum Komin. Dort kommen wir durch."

„Führe mich, ich folge."

Er legt das Seil um ihre Hüfte, überprüft die Sicherung und zeigt auf den Absturz. Ruthilt lehnt sich über den Abhang und schwebt an den Wänden des Totenkirchls zwischen Himmel und Erde. Dem Bergsteiger ist zu Mute, als senke er sein ganzes Glück in die Tiefe. Schnell folgt er, zieht das Seil nach und steht neben ihr.

„Bist Du mir böse?" fragt sie ihn mit weicher Stimme.

„Wähle den Ueberhang! Du kletterst leichter nach unten", gibt er zur Antwort.

Nach einer Weile nimmt sie einen neuen Anlauf. „Hast Du mir vergeben, was ich Dir tat?"

„Habe ich Dich nicht gerettet? Du kletterst falsch. Rechts in die Wand hinaus bis an den Kamin!"

Auf dem Hüttendache liegt bereits die Morgensonne. Deutlich erkennt man aufgeregte Menschen, die vor der Tür voll Spannung das Rettungswerk verfolgen. Am Teufelswurzgarten löst Klaus das Seil unter ihrer Brust. Er steht dicht vor ihr, ihre Leiber berühren sich. Da legt Ruthilt ihre Arme um seinen Hals, und ihre Lippen pressen mit leidenschaftlicher Heftigkeit seinen Mund, daß er unwillkürlich zurück taumelt.

„Klaus!" fleht Ruthilts Liebe ihren Erretter an. Guggelberger ist von der Nacht erschöpft er schwankt und droht nieder zu fallen. Von der Hütte schallen Jodler herauf. Er reißt sich zusammen, weicht Ruthilts Blicken aus und macht sich aus ihren Armen frei.

„Komm! Wir sind beide überanstrengt. Es wird Zeit, daß wir zum Jochhause kommen."

Stumm schreiten sie hinab. Auf dem Jochhause werden sie von vielen Bergsteigern umringt. Ruthilt schämt sich des Spießrutenlaufens, drückt Klaus herzhaft die Hand und flüstert ihm zu: „Du hast mich vom Totenkirchl losgebunden und ewig an Dich gekettet." In der Hütte entschwindet sie.

Es geht bereits dem Nachmittage zu, als Ruthilt aus stärkendem Schlafe erwacht. Ihr erster Gedanke gilt Klaus. Sie kleidet sich eilends an und freut sich auf ihre Begegnung mit ihm. Um so mehr erschrickt sie, als sie ihn nirgends findet. Als sie die Wirtin fragen will, kommt ihr diese zuvor. „I soll halt dem Fräulein sag'n, daß der Herr Guggelberger um neun Uhr in der Früh fort 'ganga is. Wohin, hot er net g'sagt. I glaub', übers Elsmauer Tor zur Gruttenhütten. Er hat Abschied g'numma und g'meint, zum Totenkirchl käm er sein Lebtag nimmer 'nauf."

Ruthilt steht wie vom Blitz getroffen. Ahnt die Wirtin den tieferen Zusammenhang oder ist es nur ein Wort der Teilnahme für Klaus, als sie zu Ruthilt sagt: „Sie hoa'ns dem Herrn Guggelberger doch a bissel zu schwer g'macht in der letzten Nacht auf'm Kirchl."

Ruthilt Siga wendet sich ab und verbirgt ihre Erregung. Mit zitternden Schritten steigt sie nach Hinterbärenbad ab. An dem Gedenkstein, der die vielen Inschriften der abgestürzten Totenkirchlfahrer trägt, fällt sie schluchzend zu Boden und beweint ihre Rettung aus Todesnot. Ihr eigenes Leben hat sie zurückgewonnen, dafür ein anderes, mit dem sie sich bis in den Tod verbunden fühlt, für immer verloren. Sie ist erneut gekettet, nicht mit Stricken an den Fels, sondern durch ihr Spiel mit dem ... igsten im Leben an den Schmerz, der Me... Bitter fühlt sie: Es ist nicht Macht des Schicksals; es ist die eigene Schuld.

Die Zwillinge

Skizze von Elfriede Müller.

Bevor der Krieg zwischen den Nord- und Südstaaten ausbrach, gehörte Jakob Oldham zu den bekanntesten Farmern von ganz Tennessee, denn er züchtete schon damals die besten Pferde für Uncle Sam. Ebenso berühmt hatten ihn aber auch die Zwillinge gemacht, seine beiden Kinder, John und Ruth, die einander mehr glichen als ein Ei dem andern und Anlaß zu vielen spaßigen Geschichten geben, die infolge ihrer Verwechselung entstanden. Wenn Ihr meint, daß man damals doch leicht einen Jungen von einem Girl hätte unterscheiden können, so überseht Ihr dabei, daß Oldhams Kinder sozusagen auf dem Rücken der Pferde zur Welt gekommen waren und keine anderen Gewänder als Wams und Lederhose kannten.

Als sie heran wuchsen, wußten es bald alle Burschen in Tennessee, daß Jagdhiebe und blaue Bohnen, die von einem der beiden kamen, so wenig zu unterscheiden waren wie die Zwillinge selbst. Man wußte auch, daß die beiden zusammenhingen wie zwei Kirchenglocken in einem Turme, von denen man die eine nicht anstoßen kann, ohne daß die andere zum Schlage ausholte. Kurz, wenn der alte Reverend Moon über die Liebe predigen wollte dann erzählte er Geschichten von John und Ruth, den Unzertrennlichen.

Aber das Schicksal denkt zuweilen anders als die Reverends, und wenn es zwei, die sich lieben, voneinander trennen will, schickt es dem einen von ihnen einen Freier.

Eines Tages war es um Ruths Herz geschehen. John besaß nur noch die Hälfte. Er sagte nicht viel; aber in der übernächsten Nacht sattelte er sein Pferd, ritt 500 Meilen und trat in Jansons Armee ein, der damals tüchtig von den Indianern zugesetzt wurde. Nachdem man mit den Rothäuten fertig geworden war, brach der Krieg um die Sklavenbefreiung aus. Janson marschierte gegen die Südstaaten.

John Oldham war mit dem Herzen bei der Sache, obwohl er nicht genau wußte, auf welcher Seite sein Vater stand. Aber nach Tennesse würde es ja wohl nicht gehen. —

Ruths Verlobter hieß Thomas Moré; sein Vater stammte aus Frankreich und war, wie die meisten seiner ehemaligen Landsleute, gegen die Freilassung der Sklaven. Vater Oldham schwankte noch etwas; aber da Ruth mit überzeugendem Eifer den Standpunkt ihres Bräutigams vertrat, so machte er sich ihn schließlich auch zu eigen. Was hätte aus den Plantagen werden sollen, wenn man die Schwarzen laufen lassen mußte?

Also Kampf gegen die überspannten Nördlichen!

Nachdem Thomas in das Heer General Bourbanks eingetreten war, verschwand auch Ruth eines Tages. Oldham hatte nicht viel anderes erwartet und ließ sie reiten. Schließlich blieb sich's gleich, wer von beiden das Haus hütete und wer die Flinte schulterte.

Am Platte River stießen die Nördlichen mit den Südlichen zusammen. Es gab schwere Kämpfe mit wechselndem Kriegsglück, und die Erbitterung auf beiden Seiten wuchs, je länger die Entscheidung sich hinzog. John Oldham stand beim 21. Regiment und war Korporal geworden. Viel zu schaffen machten den Nördlichen die zahlreichen Spione, die sich von Bourbanks Armee herüber schlichen. Eines Tages erfuhr John von der Einlieferung eines Spions namens Oldham beim 15. Regiment. Man erzählte, daß er nach Sonnenuntergang erschossen werden sollte.

John hatte einen Freund bei den Fünfzehnern, der ihm das Zelt zeigte, worin der Gefangene lag. Es war neben dem großen Fouragedepot errichtet und wurde von dessen Posten mit bewacht. So fiel es John nicht schwer, unbemerkt hinein zu gelangen.

„Rubby", sagte er leise, „also ist es doch wahr."

„John, — bist Du es?"

„Hier sind zwei Pistolen. Zieh' meine Korporalsjacke an. Drüben am Waldrand steht mein Pferd."

„Und Du?"

„Das geht Dich nichts an, Rubby."

„Ich bleibe."

„Dann verliert der Vater zwei . . . ."

Es wurde 7 Uhr. Eine Eskorte betrat das Zelt und führte den Gefangenen ab. John war nicht mehr da.

Außerhalb des Lagers hatte man ein Grab aufgeworfen. Dem Gefangenen wurden die Augen verbunden. Sechs Mann luden die Gewehre.

Da sprengte ein Reiter heran. „Halt, Ihr habt den Falschen; ich bin der Spion"

„Es ist nicht wahr, ich bin der richtige."

Der Reiter stieg vom Pferde.

„Kein Zweifel", sagte der Leutnant, „das war der Spion, den wir fingen."

„Ihr irrt", schreit John, „mich habt Ihr gefangen."

Sie kamen beide vor das Feldgericht. Und dort stellte sich die Wahrheit heraus. Ruth, schon auf der Flucht, war umgekehrt, von Angst um des Bruders ungewisses Schicksal erfaßt, und hatte seine Füsilierung verhindert. Oder aufgeschoben. Denn das Urteil lautete: Erschießt beide.

Der Gerichtsspruch wurde unter Trommelwirbel bekannt gemacht.

Allein die Soldaten riefen: „Wir töten keine Frau!"

Wer weiß, was geschehen wäre, wenn Abraham Lincoln nicht von der Sache erfahren hätte! Der kannte den alten Oldham und dekretierte: „Schickt die Zwillinge nach Hause!"

Am nächsten Tage fiel der letzte Schuß des Bürgerkrieges, und der Waffenstillstand wurde unterzeichnet, der den Sklaven endgültig die Freiheit brachte.

Dort, wo das Grab geschaufelt war, ließ Abraham Lincoln im Jahre darauf den Farmern eine Kirche mit zwei Glocken im Turme bauen. Um sie her entstand die Stadt Twinefurt.

—⊙—

Schölers Kinder

Skizze von Max Bittrich.

An einem warmen Abend um Pfingsten, als die weißen Wolken am blauen Frühlingshimmel blühten und die Lokomotive ihren Dampf eben so weiß ihnen lustig entgegen pustete, grüßten mich an der Bahnstrecke lauter blühende Bäume. Und da der Zug einige Minuten an einem fremden Bahnhof, weit von meinem Reiseziel, verschnaufte, sah ich eine strotzend grüne Kastanienallee ihre leuchtenden Kerzen zum alten Städtchen hinab tragen.

Langer Fahrt überdrüssig, sprang ich aus dem dumpfen Wagen: Uebernachte hier, wo du vor Jahrzehnten einige Tage weiltest! Bummle durch traute Gassen! Sitze am Kirchplatze unter der Gasthauslaube beim schillernden Wein, bis die Nachtglocke zur Ruhe mahnt! rief ich mir zu.

Was auch mochte Freund Emil Schöller noch träumen? Er, der schon als Knabe ein verträumter Sonderling war, als junger Kaufmann unseren Freundschaftskreis verlassen hatte, um sich hier in dieser Stadt am Oberrhein festzusetzen, Großkaufmann zu werden, zu heiraten.

Vom Tode seiner Frau hatte ich inzwischen erfahren. Schöler war nachher ein spröder, verstummender Briefschreiber geworden. Wo mochten seine beiden Kinder gelandet sein? Suchen wir ihn morgen, vor der weiteren Reise, auf.

Im Gasthaus zum Bären walteten tüchtige Menschen, sie tafelten mir einladend auf, und vom Stammtisch grüßten mich unterhaltende Gespräche der vom Tagewerk ausruhenden Bürger. Die Zeit flog. Die Gäste schieden. Als ich mit den letzten vor das Tor trat, um vor meiner Nachtruhe noch einen Blick auf die schweigende graue Kirche und zum Himmel zu lenken, lächelte der Mond auf eine ergreifend ruhige Welt. Es war eine Nacht, in der man leise spricht — so silberhell und tiefschwarz lag sie auf Türmen, Dächern, Gassen.

Gedämpften Tones plauderte ich mit dem Wirt, der ein Weilchen zu mir trat, um Luft zu schöpfen. „So, so," knüpfte er an eine Mitteilung bei meinem Eintreffen an, „Herrn Schöler wollen Sie morgen besuchen? Wenn Sie Glück haben, können Sie ihn noch heute treffen."

„In der Nacht?"

„Nur nachts geht er noch aus, so lange ich an ihn zurück denken kann. Er läuft in der Finsternis zehnmal durch die Straßen und um den Kirchplatz und verschwindet stumm in seiner Behausung. Um elf Uhr taucht er gewöhnlich auf und zieht langsam dahin, bleibt auch mal ein bißchen auf einer Stelle. Ja, so gehts."

Damit trat der Bärenwirt unter sein Dach. Ich aber wollte ausharren, und mir war in der fremden Verlassenheit feierlich genug zu Mute.

Und siehe, zu Beginn der zwölften Stunde zeigte sich die Gestalt eines Mannes, der den Platz mehrfach bedächtig umkreiste, einmal das Gesicht der funkelnden Sternensaat zukehrte, leicht gebückt weiter stapfte.

Er näherte sich mir wiederum. Da schritt ich seinen Pfad, streifte den Wanderer wie zufällig, entschuldigte mich. Als er sich nach undeutlicher Antwort entfernen wollte, blickte ich ihm ins Gesicht: „Verzeihung, Sie haben etwas an sich, das mich an einen lieben Freund erinnert. Sie sind — Emil —"

„Emil Schöler, ja. Und Sie? Ach, freilich, Menschenskind, was bringt dich zu nachtschlafender Zeit hierher?" forschte er und schob mir seinen Arm zu.

„Was treibst du, Schöler? Wie gehts deinen Kindern?" fragte ich. „Ich habe eine längere Reise bis morgen unterbrochen, hätte gern gewußt —"

„Die Kinder? Blühen! Du willst sie bei mir begrüßen? Morgen ist Markttag," erwiderte er hastig. „Bis Mittag nimmt mich Landkundschaft in Anspruch, doch zum Kaffee komm, um drei Uhr!" — —

Heiter empfing er mich am anderen Tage im Wohnraum, der uns patrizierhaft umschloß mit seinen gediegenen Möbeln, den gedunkelten Gemälden, dem blanken Parkett.

„Ich habe im Garten decken lassen," unterrichtete mich Schöler.

„Vortrefflich! Auch für deine Kinder?"

„Du wirst staunen, wie hochgewachsen sie sind, wie sie in Blüte stehen, singen. Ach, mein lieber alter Guter!" Was bedeutete der wehe Klang seiner Stimme?

Draußen empfing uns ein weiß gedeckter Tisch unter zwei großen, blühenden Apfelbäumen, in denen Bienen summten, Finken ihr Lied schmetterten.

Schöle rforderte mich auf, zuzugreifen, und wir waren fröhlich mit einander. Ich bot es eifrig bestrebt, ihn in der eHiterkeit festzuhalten, und er erzählte mir von seinen Geschäften, fragte mich nach hundert Einzelheiten meines Lebensgangs, bis ich — der Abendsonne lag auf den Gipfeln der Birken an der Gartenmauer — vor dem Abschied nochmals einen Anlauf nahm zur Frage nach seinen Kindern.

Da zuckte sein Antlitz; er atmete mühsam. „Du mußt die Wahrheit erfahren, bevor du gehst. „Erschrick nicht! Schau dir diese beiden Apfelbäume nochmals an, die uns Gesellschaft geleistet haben mit Duft und Gesang. Denn diese beiden Bäume, das sind meine Kinder, sinds geworden, sind die Nachfolger jener, die du einstmals bei mir trafst."

„Schöler!"

„Es ist so. Die du kanntest, sind der Mutter bald gefolgt. Frage nicht weiter. Als beide noch lebten, pflanzte ich mit ihnen zu ihrer Freude diese Bäume, und jedes Kind pflegte einen. Baum und Kind verwuchsen förmlich und wir belegten jeden Stamm mit dem Namen eines der Kinder. „Der Hubert blüht!" riefen wir. „Dorchen bringt uns in diesem Jahre die lachendsten Früchte!"

Erschüttert hörte ich dies Bekenntnis

„Siehst du," sprach er weiter, „so sind die beiden einst rasch von mir gegangen, und doch ist ihr Andenken vor mir ständig gewachsen; so haben sie sich vor mir entfaltet, meiner Stammhalter, als Erben all meiner Liebe. In jedem Jahre aufs neue geben sie mir Zeugnis ihrer Anhänglichkeit, Dankbarkeit, Verschenkungssucht. Sieh nur, wie Dorchen bei meinem Lobgesang mädchenhaft hold errötend auf uns blickt und wie Hubert stolz sein Haupt hebt. Köstliche Blüte, lachende Frucht sind sie mir beide, diese Nachkommen, und wenn dir meine Vaterschaft trotz allem nicht völlig einleuchtet, so betrachte die beiden meinethalben nur als seitenverwandt, als Seitenzweige, als angenommene Kinder. Mir sind und bleiben sie mehr."

Ich nahm wahr, wie in seinem Auge etwas wetterte, das er jetzt wohl nur mühsam niederzwang — und ich umarmte ihn und spürte nach raschem Abschied noch lange seinen Händedruck, — die Hand und das Wort eines Mannes, dessen Heldentum mir fortleuchtet in Gedichtnacht als wundervoller Wunder unserer Erdenwelt.

—⊙—

Mitternachtsständchen

Skizze von Karl Schodder.

Da hielt der Zug. Und aus stieg der Onkel, daß der Schnee knirschte. „Anna, sieh dich vor!" sprach er laut und mit Nachdruck, hielt der schmalen, fröstelnden Tante die Hand hin und sah lodernd zu dem biederen Reisegefährten auf, der bescheiden hinter der Tante den Tritt hinunter tauchte. „Also, der Turnvater Jahn . . . !" setzte der Onkel tönend das Abteilgespräch im Freien fort und steuerte den Reisegefährten auf den Wartesaal zu. „Mann, laß uns einsteigen, der Zug steht da!" mahnte die Tante eindringlich; sie kannte sich aus. „Warum soll ich in den Zug einsteigen?" entschied der Onkel, und die Vokale rollten aus seinem Munde wie blanke Taler. „Wir haben noch zehn Minuten. Wärmen wir uns! Ich trinke Bier." Er zog den Reisegefährten und die Tante nach sich durch die Saaltür an einen hölzerenen Tisch, taute in Wärme auf, mähnete in Bier und bedachte mit Schlägen der flachen Hand auf die Holzplatte den Turnvater Jahn und das Vaterland. Der Wartesaal hatte nieder; der Reisegefährte staunte und nickte, und alle Leute wunderten sich.

„Mann", sagte die Tante, „gleich geht der Zug. Ich gehe hinüber," erhob sich, seufzte und ging hinaus. „Komme schon, komme schon!" rief der Onkel, trank noch ein Gläschen, schüttelte dem Reisegefährten die Hand, brach schallend ab im langen Satz, ergriff den Hut und öffnete die Tür. „Tüüüt" machte der Zug und fuhr ab. „Warum soll ich mich ärgern?" fragte sich der Onkel. „Fahren wir mit dem nächsten Zug!" Er kehrte zurück zu dem Bier und dem Reisegefährten, nahm eine Prise und begab sich erneut an den Turnvater Jahn.

Die Tante fuhr durch die Schneelandschaft, lag in der Abteilecke und weinte. Es begann zu dämmern, und sie kam an. Der Schwager wartete mit dem geschlossenen Wagen vor der Station. „Wo hast du deinen Mann?" — „Der?" schluchzte die Tante, „du weißt ja, so rücksichtslos!" Sie glaubte vor dem Magenkrampf zu stehen. „Schnell!" Das Pferd zog an, und hin ging es über die Landstraße, wo der Schneewind pfiff. Fröhlich wartete die Schwägerin im Hausflur: „Wo hast du deinen Mann?" — „Hier mal ran!" Der Onkel stutzte erbittert: „Was? „Hier mal ran!" Wenn ich erst mal tot bin, dann werdet ihr schon merken, was ihr an mir gehabt habt!" Grimmig entledigte er sich der Kleider, schimpfte Undank und der Welt Lohn vor sich hin und brummelte ins Bett.

Die Tante blies das Licht aus, sah seufzend ins Dunkel und war froh. Lachend flüsterte im entfernten Schlafzimmer das erschütterte Ehepaar. Still lag unterm Sternenglanz das dunkle Haus, und deutlich strich ein Schnarchen durch seine Dunkelheit: das war der Onkel.

—⊙—

Der Königstiger

Skizze von Ilse-Charlotte Noack.

Im Zoologischen Garten in Amsterdam reiht sich ein Raubtierzwinger an den anderen. In dem größten, gewölbeartigen, der von einem breiten Pfeiler getragen wird, liegt der Königstiger. Selten können die Zuschauer seine Größe und Stärke bewundern. Fast immer verbirgt er sich hinter dem wuchtigen Pfeiler und sieht verachtungsvoll auf die Menschen, die sich harmlos an dem der Freiheit beraubten Herrn der Dschungel erfreuen. Manchmal glimmt es in seinen grünen Augen sehnsuchtsheiß nach dem verlorenen Reiche. Dann heult er wild auf. Bald aber ist wieder stumme Verachtung sein Ausdruck.

Ein Paar kommt im Sonnenscheine den Weg entlang.

„Merkwürdig, Dich gerade hierher zu bestellen", sagt die schlanke, blonde Frau zu dem hochgewachsenen Manne an ihrer Seite.

„Der Konferenzsaal der Gesellschaft ist in der Nähe. Wahrscheinlich will van Medden seine Besprechung mit mir unauffällig gestalten. Sonst hätte er wohl auch nicht um Deine Teilnahme beim Tee gebeten."

„Hast Du Hoffnung, daß er Dir eine bessere Stellung bietet?"

Ein Achselzucken. „Was kann der verarmte Sprößling eines mediatisierten deutschen Fürstenhauses erwarten!"

„Doch wohl mehr als diese armselige Kaufmannsstellung im Auslande!" Die harten Linien in ihrem schönen, schmalen Gesicht treten schärfer hervor. „Uebrigens — ich bekam heute einen Brief von Tante Vicky. Sie hat den Rest ihres Gestütes an Meerheim verkauft Ob ich nicht einige Wochen mit ihr reisen möchte!"

„Etwa vom Meerheimschen Gelde? In seiner Stimme schwingt ein dunkler Ton.

Ihre Verlegenheit sucht nach einer Ablenkung. „Ach sieh, Edgar, da kommt ja Herr van Medden schon."

Höflich begrüßt der breitschultrige Holländer das Paar. Man wechselt einige verbindliche Worte, dann will sich die Frau zurück ziehen. Mehr als die schwebenden Verhandlungen reizt sie, noch einmal den Brief zu lesen, den Tante Vicky heimlich mitgeschickt hat.

„Bitte bleiben Sie, Mevrouw! Das Schicksal Ihres Gatten ist auch das Ihre."

Sie zuckt leicht zusammen. Der Brief in ihrer Handtasche läßt die Anrede „Erlaucht" nicht vermissen.

Die Stille einer abgelegenen, gebüschumsäumten Bank umfängt die drei. Kurz und kühl entwickelt der Holländer seine Pläne. Soeben hat seine Gesellschaft die Verschmelzung mit der großen französischen Maschinen- und Kraftwagenfabrik beschlossen. Nur scheinbar würde jedes der Unternehmen selbständig weiter arbeiten. Vorsichtig setzt er auseinander, daß man Abnehmerkreise in Deutschland brauche. Gegen französische Erzeugnisse herrsche noch immer Mißtrauen, holländischen stehe man freundlich gegenüber. Zwar gebe es unangenehme Leute, welche die Menge mit dem Schlagwort „Passivität der Handelsbilanz" zu schrecken suchten. Darum brauche man einen Direktor, der neben dem kaufmännischen Leiter dem Unternehmen in Deutschland den Erfolg sichere.

Der Holländer spricht sicher und überzeugend. Ab und zu hält er inne, um dem Reichsgrafen Gelegenheit zu einer vorsichtig tastenden Frage zu geben. Als er die glänzenden Lebensmöglichkeiten des neuen Direktors schildert, wendet er sich mehr an die Frau, in deren Augen ein sehnendes Feuer zu flackern beginnt.

„Der Mann muß gute Verbindungen haben und gegen jedes nationale Mißtrauen gefeit sein", schließt van Medden und erwartet ein Anerbieten.

Im Gebüsch zirpt ein Vogel. Sonnenstrahlen schwingen zwischen den Dächern. Sonst herrscht Schweigen.

Mit einem zufriedenen Lächeln steht der Holländer auf. Er weiß die unschlüssige Haltung des andern richtig einzuschätzen. „Besprechen Sie mit Ihrer Gattin, lieber Graf, unter welchen Bedingungen Sie den Posten annehmen wollen. Ich erwarte Sie im Restaurant beim Tee."

Mit sicherem Schritt geht er von dannen. Auch das Paar ist aufgestanden. Schweigend schlägt es die entgegengesetzte Richtung ein. des Mannes unsichere Blicke klammern sich an seine Gefährtin. Im Wirbelsturm ihrer Gedanken kommen sie zu dem Raubtierhause zurück.

Dort stauen sich die Menschen. Kräftige Wärter rollen einen fleischbeladenen Wagen an den Zwingern vorüber und stecken jedem Gefangenen ein großes Stück durch das Gitter.

Gierig stürzen Leopard und Jaguar auf ihren Teil. Knurrend drängt sich die Löwin an ihren mähnengewaltigen Eheherrn, weil vor ihm ein blutiges Rippenstück gereicht wird. Nur der Königstiger liegt hinter seinem Pfeiler und schaut voll Verachtung auf die Menschen. Fliegen summen um das große Fleischstück, das der Wärter in seinen Zwinger gestoßen hat. Allmählich zieht die Schaulust den Menschenschwarm weiter zu den Bären. Nur ein Paar bleibt stehen und sieht auf den Tiger Wie gebannt trinken Edgars Augen die Haltung des königlichen Tieres.